

ausschließlich/komplett zugänglich sein kann, sind Textanalysen von Diskursen bzw. Normalitäten flankierend fruchtbar nutzbar.

2.3 Jugendliche in diversifizierten Lebenswelten des 21. Jahrhunderts

Die lebenslange Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner sozialen Umwelt, die im Zentrum der Foucaultschen Gouvernementalitätstheorie steht, spielt eine bedeutende Rolle in vielen rezenten Diskursen. Wie stark diese Perspektive vom »Zeitgeist« geprägt ist und welch großer Wandel innerhalb eines halben Jahrhunderts stattgefunden hat, wird besonders deutlich vor der Vergleichsfolie des »klassisch-modernen« Verständnisses von Identität und Subjekt in der Gesellschaft. In diesen Konzeptionen werden Subjekte in der Lebensspanne konturiert anhand der Ausbildung von Identität als linearem Entwicklungsprozess¹³. Dieser wird als Ablauf begriffen, der als Zielzustand die Verwirklichung einer sozial-integrierten Persönlichkeit hat. Quasi als deterministisch mitgedacht für die Biographie der Individuen werden dabei biologisch oder qua Geburt vorstrukturierte Dispositionen. Seit der Ersten Moderne wurde die Vorstellung von Identität als stabilem, kohärenten Ganzen zunehmend in Frage gestellt: Mit den einschneidenden gesellschaftlichen Transformationen, die AutorInnen bspw. als Entstehung einer Welt- (Luhmann 1975), Risiko- (Beck 2015), posttraditionalen Gesellschaft (Giddens 1996) oder als Zweite Moderne bzw. reflexive Modernisierung (Beck/Giddens/Lash 1996) konzeptualisieren, erodierten die herrschenden Vorstellungen von Subjekten (vgl. Kraus 2000) und deren Entwicklung, Identität und Stellung in der Gesellschaft. Die wissenschaftlichen Diskurse verschoben sich und übernahmen die Dekonstruktion der tradierten Vorstellungen kohärenter, harmonischer, autonomer Identität(-sentwicklung) und der Idee eines »vernünftigen, mit sich identischen Subjekts, das bewusster Souverän seines Lebens ist« (Bilden 2009: 2). Dekonstruiert wurden (und werden) in diesem Zuge auch tradierte Diskurse zu (Hetero-)Sexualität, Geschlecht, Körpern oder Devianzen – und damit bestehende Herrschafts- und Machtverhältnisse. Gegenwärtig perspektiviert werden Subjekte als sich Gesellschaft Aneignende und gleichzeitig in historischer Kontingenz als durch die jeweiligen Machtbeziehungen, Diskurse und Dispositive produziert, in vielfältigen, heterogenen Lebenswelten, als fragmentierte, de-essenzialisierte Instanzen, die sich fortwährend neu realisieren und aktiv in Auseinandersetzung mit ihrem sozialen Umfeld in Positionierungsarbeit (sozial) verorten.

Modelle, auf die sich im aktuellen Diskurs zu Subjekten und ihrer Selbsthervorbringung bezogen wird, bspw. von Bilden (1998), Keupp (1999) und Krappmann (2000), sind dadurch gekennzeichnet, dass die AutorInnen Identität(en) konzeptualisieren im Übergang »von der Normal- zur Wahlbiographie« (Ley 1984) als Bastelbiographien (Beck/Beck-Gernsheim 1993), balancierendes Identitätsmodell (Krappmann 2000), Patchwork-Identitäten (Keupp 1999) und Selbsthervorbringung von Subjekten beschreiben als Selbstkonstitution (Bauman 1995), dynamisches System von Teil-Selbsten

13 Exemplarisch hierfür steht bspw. Eriksons (1973) Idee des Stufenmodells der psychosozialen Entwicklung.

(Bilden 1997, 2009) oder multiphrenen Persönlichkeiten (Gergen 1996)¹⁴. Gergen (ebd.) entwickelte sein Konzept auf der Prämisse, dass im Sinne des sozialen Konstruktivismus die Beschreibung von Subjekten unter Referenz auf Identität nicht mehr angemessen sei in der zeitgenössischen Gesellschaft. Ähnlich argumentiert Bilden (2009), wenn sie angibt, bewusst nicht in Termini von Identität zu formulieren, sondern dezidiert auf das Selbst referenziert (vgl. u. a. Bilden 2009). Hall (1994) verwendet den Begriff Positionierung, um damit die Flüchtigkeit und Wandelbarkeit, aber auch den aktiven Part, den moderne Subjekte für ihre Identitätsarbeit leisten, zu betonen. Bröckling (2002) wiederum beschreibt das rezente Subjekt als *unternehmerisches Selbst* und *Subjekt im Gerundivum*, das »überhaupt keine empirisch vorfindbare Entität« bezeichne (ebd.: 178). In Butlers (1991) Konzept zentral ist die Differenzierung zwischen den Bereichen *Handlungsfähigkeit* und *Subjekt*, um darüber der Gefahr von Naturalisierung und Essenzialisierung zu entgehen. Die Autorin konzeptualisiert stattdessen Identität als Bezeichnungspraxis und »Effekt diskursiver Praktiken« (ebd.: 39). Die Annahme der prinzipiellen Offenheit der Selbsthervorbringung in diesen Konzepten impliziert jedoch nicht, sie sei durch Zufälligkeit oder Beliebigkeit gekennzeichnet. Die AutorInnen stellen damit die lebensweltliche Einbindung der Subjekte in Machtbeziehungen, die vielfältigen Diskurse, Rationalitäten, Strukturen, die Wirkmächtigkeit dieser, aber auch die Wirkmächtigkeit der Reziprozität, in der Subjekte mit ihrer Umwelt verbunden sind, in den Fokus.

Einen besonderen Stellenwert im wissenschaftlichen Diskurs zu Selbstkonzept, Identitätsprozessen, Subjektivierung nimmt die Lebensphase Jugend ein. Die Suche nach Identität und dem eigenen Selbst rückt in der Jugendphase ins Zentrum des Bewusstseins und bildet von da an einen wesentlichen Fluchtpunkt des Daseins. Zwar wird in kontemporären Theorien Identitätsarbeit als ein lebenslanger Prozess gedacht. Aber trotz allen Wandels gilt auch für die Gegenwartsgesellschaft, dass in der Entwicklungsphase Jugend das Thema Identität eine besondere Verdichtung erfährt und in diesem Lebensabschnitt ein Kernthema darstellt: »Das Bedürfnis eine Identität her auszubilden, ist ein jugendtypisch notwendiges und dringliches. Zu keinem Zeitpunkt hat die Suche nach Identität die gleiche Intensität und ›Dramatik‹ wie im Jugendalter.« (Hoffmann 2004: 11) In der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Jugendlichen – sei es in Politik, Psychologie, Sozialwissenschaften, Recht oder Pädagogik – stellen Subjektwerdung und Identitätsausbildung konstitutive Referenzpunkte und Schnittstellen für so gut wie alle weiteren Fragestellungen dar.

14 Reckwitz (2008b) bilanziert eine »Expansion von Analysen personaler und kollektiver Identitäten« (ebd.: 51) insbesondere für den Zeitraum seit dem Ende des 20. Jahrhunderts sowie deren »Bedeutungswandel der Identitätssemantik« (Reckwitz 2001: 25). Dieser zeichne sich dadurch aus, dass postmoderne Identitätsdiskurse nicht mehr »universalistisch und kompetenztheoretisch orientiert« sind, sondern »hermeneutisch und historisch orientiert sowie auf das Problem des kontingenten Selbstverstehens bezogen. Die Semantik ändert sich offenbar mit der gesellschaftlichen Problemlage.« (Ebd.)

2.3.1 Jugend und Subjektwerdung in kontemporären (Selbst-)Verhältnissen

Die Herausbildung des eigenen Selbst in der Lebensphase Jugend wird perspektiviert als geprägt durch ein Zusammenspiel von »entwicklungspsychologischen und sozialisationistischen Bedingungen« (Paus-Hasebrink/Bichler 2008: 63). Für den Beginn des Jugendalters ist es nach wie vor Konsens, diesen im Sinne der traditionellen Definition am Einsetzen der körperlichen und psychosexuellen Veränderungen der Pubertät festzumachen¹⁵. Diese Veränderungen stellen jedoch keinen isolierten Vorgang dar, sondern sind Teil von übergreifenden Gesamtentwicklungen im Jugendalter. In dieser Lebensphase stehen somatische und psychische, kognitive, emotionale Entwicklungen in enger Wechselwirkung mit sozialen Prozessen. Diese zeigen sich etwa in der zunehmenden Ablösung von der Familie und stärkeren Hinwendung zu den Peers, der Annahme von Autonomie in Bezug auf die eigene Lebensplanung, einer bewussten Beschäftigung mit dem eigenen Selbstbild sowie zunehmender Reflexivität zu sich selbst, der eigenen Rolle und den Erwartungen der Gesellschaft (vgl. Fritzsche 2007). Da diese Entwicklungen wiederum in gesellschaftliche Prozesse eingebunden sind, wird schnell offensichtlich, wie schwierig das Ende der Jugendphase abzugrenzen ist: Der Übergang vom Jugend- ins Erwachsenenalter ist kaum an standardisierten Kriterien festzumachen¹⁶. I. d. R. wurde und wird er an sozialen Prozessen gemessen.

Zur Perspektivierung der Bedeutung, die insbesondere für die Herausbildung der Identität im Kindes- und Jugendalter die soziale Umwelt einnimmt, spielen Konzepte der Sozialisation eine relevante Rolle. Der Begriff der Sozialisation geht in seinen Anfängen auf Durkheim (1895) zurück. Damit beschrieb Durkheim die Vermittlung der Gesellschaftsstruktur in das Innere des Individuums¹⁷. In den 1970er Jahren wurden Sozialisationstheorien und -forschungen verstärkt im wissenschaftlichen Diskurs aufgegriffen (vgl. El Siofi et al. 2008). Damit im Zusammenhang fand eine starke Ausdifferenzierung von Sozialisationskonzepten statt, die wiederum im Laufe der Jahre Debatten und Neuausrichtungen provozierten, bspw. in der Geschlechterforschung oder den Kultur- und Erziehungswissenschaften. Kritisiert wird immer wieder, dass traditionelle Sozialisationsmodelle grundsätzlich auf der Prämisse basieren, dass Sozialisation ein unidirektionaler Prozess sei. Damit werden die Sozialisierten, besonders Kinder und

15 Der Begriff der Pubertät bezeichnet vor allem die entwicklungsphysiologischen Veränderungen. Unter anderem sind dies: diverse endogene Reifungsprozesse, ein beschleunigtes Längenwachstum, Veränderungen der Körperproportionen, Geschlechtsreife und Entwicklung einer sexuellen Orientierung. Zur besseren Differenzierbarkeit unterteilt die Forschung die Entwicklungsphase Jugend teilweise stark abgestuft in mehrere Unterphasen und berücksichtigt verschiedene Variablen, primär Geschlecht und Alter, für den Eintritt in diese.

16 Weder die juristische Perspektive als Erreichen der vollen Rechtsmündigkeit noch eine soziologische, bspw. in Form der Definition von Hurrelmann (2004), der den Übergang ins Erwachsenenalter an einer vollen Selbständigkeit als Gesellschaftsmitglied in den zentralen gesellschaftlichen Positionen sowie an einem dem Erwachsenenstatus entsprechenden Grad an Autonomie der Handlungssteuerung festmacht, kann zur Eingrenzung, die wenigstens für einige Jahre Gültigkeit beansprucht, herangezogen werden.

17 Durkheim nahm an, es sei notwendig, dass jede/r die in einer Gesellschaft herrschenden Normen und Werte verinnerlichen müsse, da damit qua moralischer Disziplinierung menschliche Triebe eingegrenzt würden und nur so der Bestand der Gesellschaft gesichert werden könne.

Jugendliche, konzeptualisiert als formbar und geformt durch ihre Umwelt; die Anregungen dieser Regulations- und Entwicklungsmechanismen werden primär untersucht in Form externer Faktoren. Stellvertretend für die Kritik lässt sich die Problematisierung von Bührmann et al. (2014) anführen, dieses Primat manifestiere »eine Vereinheitlichung und Passivität der Individuen, während es ihre Gestaltungsfähigkeit und -möglichkeit ignoriert« (ebd.: 170)¹⁸. Mit der subjektiven Wende etablierten sich neue Perspektiven in der Sozialisationsforschung. Exemplarisch dafür steht Hurrelmanns (1983) Theorie des produktiv realitätverarbeitenden Subjekts. Seitdem nehmen Sozialisationskonzepte i. d. R. stärker die Subjektseite, Aktivität und Selbsthervorbringung in den Blick (vgl. Bührmann et al. 2014): Aktuelle Ansätze gehen davon aus, dass Sozialisation im Sinne eines Wechselseitigkeitsmodells komplex und rekursiv geschieht, produktiv, lebenslang, ohne dabei eine Entwicklung hin auf einen bestimmten Zielzustand vorauszusetzen. Demnach werden Kinder und Jugendliche – dies gilt natürlich ebenso für Individuen in allen Leben- und Altersphasen – durch Zugehörigkeiten, Einbindung, Aneignung in vielfältigen Kontexten geprägt, »vergesellschaftet«. Daneben aber sind sie selbst aktive Gestalter ihrer Sozialisation, ohne dass das jedoch zwangsläufig eine »universell geradlinige Vorwärtsentwicklung« (Elias 1988)¹⁹ implizieren würde. Demgemäß definieren Hurrelmann et al. (2008) Sozialisation als

»Prozess, durch den in wechselseitiger Interdependenz zwischen der biopsychischen Grundstruktur individueller Akteure und ihrer sozialen und physischen Umwelt relativ dauerhafte Wahrnehmungs-, Bewertungs- und Handlungsdispositionen entstehen« (ebd.: 25).

Hier wird deutlich, wie stark sich Sozialisation historisch und gesellschaftlich im Zuge der Entwicklungen der Umwelt, in der Jugendliche aufwachsen, verändert und mit diesen Konstituenten auch Subjektwerdung, Identitätsentwicklung und der/die Jugendliche selbst – das Heranwachsen in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist dadurch gekennzeichnet, dass die Jugendlichen ganz andere (Sozialisations-)Bedingungen erleben als noch ihrer Elterngeneration. Verdichtet lassen sich diese Verhältnisse skizzieren mit Blick auf gesamtgesellschaftliche Transformationen interdependent mit vielgestaltigem Wandel auf der Mikro- und Mesebene: Im Nachkriegsdeutschland setzten Entwicklungen sozialer Differenzierung ein, die sich schlagwortartig konturieren lassen bspw. als systemübergreifende Modernisierungsprozesse, Individualisierung, Emanzipation der Frau, Wandel der Formen privaten Zusammenlebens und Angleichungsbewegungen der Bevölkerungsgruppen in den Bereichen Konsum, Kultur, Freizeit, Lebensführung, durch medizinische Entwicklungen, bspw. die Planbarkeit der Reproduktion, und im Anstieg der Lebenserwartung (vgl. u. a. Beck 2015).

Für die Biographien Jugendlicher manifestiert sich dies bspw. in einer Verlängerung beziehungsweise Ausweitung der Lebensphase Jugend. Durch Flexibilisierung der

18 Sichtbar werden hier bezeichnende Parallelen zur Infragestellung traditioneller Medienwirkungstheorien (vgl. Kapitel 2.2.).

19 <https://www.zeit.de/1988/25/was-ich-unter-zivilisation-verstehe/komplettansicht>, Stand 12.2.2019.

Lebens- und Arbeitsverläufe, Bildungsexpansion und verlängerte Ausbildungszeiten sowie spätere Gründung einer eigenen Familie bzw. eines eigenen Haushalts verbringt ein Großteil der jugendlichen Mädchen und Jungen mehr Zeit in Bildungseinrichtungen und im Haushalt der Eltern als früher. Änderungen der Demographie²⁰ spiegeln sich auch in einem veränderten Verhältnis innerhalb der Familien und anderen pädagogischen Kontexten wider, bspw. Kindzentrierung, eine generelle Pädagogisierung der Gesellschaft, ein Umgang, der eher von Partnerschaftlichkeit als Asymmetrie geprägt ist, zunehmende Autonomie der Heranwachsenden in Bezug auf die eigene Lebensgestaltung, mehr Freizeit und Freiräume, über die sie selbstständig verfügen und Teilhabe an der Erwachsenenwelt (vgl. Hoffmann 2002). Damit einher geht die Abnahme der Relevanz traditioneller Sozialisationsinstanzen. Zwar gelten nach wie vor Familie und Schule/Ausbildung für Heranwachsende als primäre und sekundäre Sozialisationsinstanzen, da sie wichtige Vermittler von Realität darstellen und Verhaltensregeln, Überzeugungs- und Einstellungssysteme prägen (vgl. Hurrelmann 2002). Hinzu kommen jedoch in steigendem Maße als Sozialisationsinstanzen die Peers sowie die Medien.

Peer-Beziehungen besitzen eine große Bedeutung für Heranwachsende. Die Gleichaltrigengruppe als Sozialisationsinstanz ist durch spezifische Erfahrungen und Anforderungen gekennzeichnet. In der aktuellen Shell Jugendstudie gaben 89 % der Befragten an, es besonders wichtig zu finden, gute FreundInnen zu haben (vgl. Shell Jugendstudie 2015). Auch bei den nicht-medialen Freizeitaktivitäten liegt das Treffen mit FreundInnen konstant an erster Stelle, wenn auch die Zahlen im Vergleich der letzten 10 Jahre eine nachlassende Relevanz zeigen. Als charakteristisches Kennzeichen für die Gleichaltrigenbeziehungen weist Krappmann (2016) darauf hin, dass die Jugendlichen diese selbst gründen und erhalten müssen. Zudem sind sie neben Abgrenzung und Solidarität – anders als familiäre Beziehungen – stärker krisenanfällig und aufkündbar (ebd.: 263). Die Gleichaltrigen haben i. d. R. die Funktion einer Ergänzung zur Familie, zu deren Wertvorstellungen und Verhaltensweisen. Sie ermöglichen das Erleben von Gleichheit und Souveränität, aber auch das Einüben im Umgang mit Gruppenhierarchien, bieten Experimentierräume für Sozialverhalten, Toleranz, Abgrenzung, Durchsetzung der eigenen Interessen. Außerdem besteht eine wichtige Bedeutung der Peergroup-Beziehungen darin, sich (jugend-)eigene Räume zu schaffen, in Form von Subkulturen. Jugendkulturen vermitteln kollektive Muster, Lebensstile und einen bedeutsamen Bezugsrahmen für gemeinsame Orientierungen. Darüber bieten sie die Möglichkeit, außerhalb des Elternhauses Einstellungen, Beziehungen, Regeln und Werte auszuhandeln, sowie Anregungen, Anerkennung, Zugehörigkeit, Halt und Unterstützung zu erfahren. Die Zugehörigkeit zu Subkulturen wird bspw. sichtbar gemacht über einen gemeinsamen Kleidungsstil, Mediengeschmack, geteilte Einstellungen, Verhaltens-, Umgangsweisen und Kommunikationsmuster, gemeinsame Aktivitäten und frequentierte Orte. Die Jugendsubkulturen haben sich allerdings seit Mitte des letzten Jahrhunderts insofern deutlich geändert, als sie sich von einer

20 Genannt seien hier exemplarisch: die sinkende Geburtenziffer, das steigende Alter der Erstgebärenden, die Veränderung der Bevölkerungsverteilung, der Trend zur Klein- und Kernfamilie oder das steigende Durchschnittsalter beim Verlassen des elterlichen Haushalts.

reinen Gegenkultur – eine Kraft, die seit den 1960er Jahren treibend für die Entwicklung der meisten Subkulturen war – zu einer relativ autonomen Teilkultur der Gesellschaft gewandelt haben. Letztere existieren häufig selbstreferenziell und unabhängig von anderen gesellschaftlichen Teilkulturen. Empirische Forschungen zeigen, dass Heranwachsende der Haltung, mit Jugendkulturen Aufbegehren, Abgrenzung und/oder Distanzierung von der Erwachsenenwelt schaffen zu wollen, immer weniger Bedeutung beimessen.

Flankiert wird dieser Befund durch den gegenwärtigen Wertekanon der Jugendlichen: Die AutorInnen der Sinus-Jugendstudie von 2016 fassen diesen mit dem Schlagwort *Neo-Konventionalismus* zusammen (vgl. Calmbach et al. 2016), die Shell Jugendstudie (2015) betitelt die Jugendlichen der Gegenwartsgesellschaft als *pragmatische Generation*, die Sinus-Studie 2016 als *Generation Mainstream*. Vorherrschende Wertorientierungen unter Jugendlichen sind Sicherheit, Stabilität, Leistungsorientierung, Bodenständigkeit, Anpassung (vgl. u. a. Shell Jugendstudie 2015, Sinus-Studie 2016). Den stärksten Zuwachs im Vergleich der Shell Studien von 2010 und 2015 verzeichnete der Wert, Gesetz und Ordnung zu respektieren. Die Studien konstatieren zudem einen Angleich der Jugendlichen an ihre Elterngeneration: Demnach stimmen die Wertorientierungen der Jugend größtenteils mit denen ihrer Eltern überein, 92 % der befragten Jugendlichen sagten aus, das Verhältnis zu den Eltern sei bestens oder gut, und rund drei Viertel gaben an, die Erziehung der Eltern als vorbildhaft anzusehen. Die AutorInnen der Sinus-Jugendstudie Calmbach et al. (2016) resümieren basierend auf diesen Befunden, die Bezeichnung *Mainstream* sei »Schlüsselbegriff im Selbstverständnis und bei der Selbstbeschreibung« von Jugendlichen. Sie interpretieren dies als »Sehnsucht nach Normalität« und nach »Aufgehoben- und Akzeptiertsein in einer Gemeinschaft, nach Geborgenheit und auch nach Halt und Orientierung in den zunehmend unübersichtlichen Verhältnissen einer globalisierten Welt« (ebd.: 475).

2.3.2 Das Fernsehen in jugendlichen Lebenswelten

Medien, deren Nutzung und die Diskurse um Populärkultur stellen einen selbstverständlichen Teil der Lebenswelten und Erfahrungsmuster von Jugendlichen dar (vgl. Fritzsche 2003). Spätestens seit den 1980er Jahren wachsen Kinder und Jugendliche in Deutschland in einem Umfeld mit umfangreicher Medienausstattung auf. Generelle Mediatisierung des Alltags, Omnipräsenz, zunehmende Komplementarität, Konvergenz sind nur einige der Schlagworte, mit denen die Rolle von Medien(-nutzung) aktuell beschrieben wird. In der Gegenwartsgesellschaft sind Medien in so gut wie alle Lebensräume eingebunden. In den letzten Jahrzehnten setzte sich damit im Zusammenhang auch das Bewusstsein um deren Bedeutung als Sozialisationsinstanz im Forschungskanon durch²¹: Medien bieten durch ihre Eigenschaften – bspw. Verfügbarkeit, Omnipräsenz – Voraussetzungen, um als Informations- und

21 Die Relevanz von Medien für die Sozialisation und Identitätsentwicklung wurde im wissenschaftlichen Diskurs nicht immer berücksichtigt. Noch 2007 konstatiert Hoffmann eine »Vernachlässigung der Medien in theoretischen Modellen und Konzepten zur Sozialisation« (Hoffmann 2007: 15). Als Ursache sieht sie zwei Fehlannahmen in der Forschung: Zum einen würde häufig davon ausgegangen, dass Medien keine »sozialisationsrelevanten Wirklichkeitserfahrungen« böten. Und

Orientierungsinstanz wahrgenommen und genutzt zu werden. Sie können in der zeitgenössischen Gesellschaft gewichtige Mittler von Wissen, Weltbildern und Lebensorientierungen darstellen bei der jugendlichen Selbstfindung und Suche nach adäquaten Lebensentwürfen und prägend wirken für die Ausbildung von Einstellungs-, Verhaltens- und Handlungsdispositionen (vgl. Mikos 2004). Ebenfalls in den Fokus trat im Zuge der subjektiven Wende sukzessive die Rolle, die Jugendliche selbst im Rahmen des Medienhandelns spielen (vgl. Kapitel 2.2). Neben der Manipulationsthese, die nach wie vor im Mediendiskurs und der öffentlichen Meinung weit verbreitet ist, setzte sich zunehmend die Erkenntnis durch, dass Heranwachsende aktive, handelnde Individuen sind, die sich im symbolischen Feld der Medien selbst sozialisieren. Denn auch für Mediensozialisation gilt, dass diese keinen unidirektionalen Prozess darstellt (vgl. Kapitel 2.3.1). Jugendliche sind aktivbeteiligt, etwa durch Selektion oder Verweigerung von Medieninhalten, in Aneignungsprozessen, Anschlusskommunikation u. ä. Damit wird der Fokus gelegt auf Medienrezeption und -aneignung als aktives Handeln, als Praxis, die erlernt wird und dynamisch verläuft im Entwicklungsprozess (vgl. Hoffmann 2007). Die medialen und sozialen Prägungen geschehen in diesem Modell nicht separiert voneinander, sondern überlappen sich²². Auf die besondere Bedeutung von Medien als Sozialisationsinstanz durch ihre Doppelrolle weist Schorb hin. Denn diese dienen über ihre eigenen sozialisatorischen Funktionen hinaus den »traditionellen« Sozialisationsinstanzen als Mittler (vgl. Schorb 2006).

Die Funktionen, die Medien für Jugendliche einnehmen können, bzw. die Jugendliche aus Medien ziehen, sind komplex und vielfältig: Medientexte können genutzt werden als Vorlagen symbolischer Wirklichkeiten in Form einer Vielfalt an Geschichten, Erfahrungen, Persönlichkeitsentwürfen, Rollen, Handlungskonzepten, Verhaltensmuster. Darüber können Medien einen wichtigen Experimentierraum für das psychosoziale Moratorium (vgl. Hoffmann 2004) im Jugendalter darstellen. Finden die Heranwachsenden eigene Lebensthemen in den Medieninhalten wieder, bietet das Möglichkeiten der emotionalen und kognitiven Auseinandersetzung. Die Figuren, Erzählungen und Deutungen stellen in vielerlei Hinsicht eine Erweiterung der eigenen Lebenswelt dar, die das Potenzial haben, Jugendlichen zur Ver- und Bearbeitung des eigenen Alltags zu

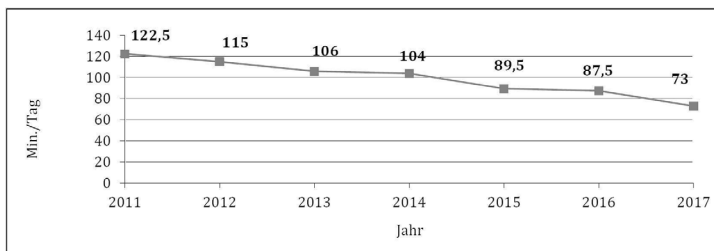
zum anderen, dass Medien keine Interaktivität bzw. Interaktion böten, in dem Sinne, dass sie »dem Sozialisanden nichts zurückspiegeln können« (ebd.: 15f.).

- 22 So wird bei der Interpretation von Studien, die sich quantitativ mit Mediennutzung beschäftigen, leicht übersehen, dass Medien zwar einen großen Teil der Lebenswelten der Subjekte begleiten, aber die non-medialen Aktivitäten dennoch in der Langzeitperspektive konstant die höchsten Werte in der subjektiven Relevanz der Individuen einnehmen. Auf den ersten Plätzen liegen mit deutlichem Abstand die Beziehungen mit Peers und Sport, wobei das (reale) Treffen mit FreundInnen an Bedeutung verliert (im Langzeitvergleich der JIM-Studie zwischen 2005 und 2015 um 10 %), Familienunternehmungen, Sport oder Musik verzeichnen dagegen einen Zuwachs. In Hoffmanns (2002) Studie zur Medienrezeption von Jugendlichen zeigte sich, dass diejenigen Jugendlichen, die im größten Umfang Medien nutzen, stark peerorientiert sind und sich viel mit ihrer Identitätsentwicklung beschäftigen: »Die Regressionsanalyse zeigt, dass Jugendliche, die sehr leistungsorientiert sind und sehr an der Entwicklung eines Selbstkonzeptes »arbeiten«, viel und lange Medien am Tag nutzen. [...] »Medienfreaks« sind zudem Jugendliche, die [...] sehr viel mit Gleichaltrigen unternehmen und sich mit ihnen austauschen.« (Ebd.: 231)

dienen: »[Den Medien, Anm. d. Verf.] kommt als integrativer Bestandteil des Alltagskontextes ein entscheidender inhaltlicher und dramaturgischer Anteil im Erfahrungs- und Erlebnisangebot für Kinder und Jugendliche zu, mit dem es gilt, sich auf der Basis des eigenen Vorwissens auseinanderzusetzen.« (Paus-Hasebrink 2010: 199) Die medialen Bilder und Texte, die häufig in stark dramatisierter und emotionalisierter Form inszeniert sind, erfüllen das Verlangen eines jugendspezifischen Hungers nach Intensität, starken Stimuli und Anschaulichkeit der Verhältnisse. Sie bieten Stimmungsschwankungen der Heranwachsenden ein Forum und Ausdrucksmöglichkeiten, faszinieren und befriedigen hedonistische Tendenzen der Adoleszenten. Figuren, parasoziale Beziehungen, Geschehnisse, Erfahrungen und Emotionen können Blaupausen, Projektionspotenzial, Identifikationsmöglichkeiten sein, in denen sich die Jugendlichen wiedererkennen oder neu kennen lernen, auch in Abwehr, Kritik oder Distinktion (vgl. Wegener 2003, Mikos 2004). Zudem bieten Medien vergemeinschaftende Funktionen, bspw. haben sie sich als „Helfer“ bezüglich Interaktion und Kommunikation mit Peers etabliert: Sie stellen zentrales Gesprächsthema unter Jugendlichen dar und bieten die Gelegenheit gemeinsamer kultureller Praxen oder Anlässe für Verabredungen und Unternehmungen.

Bis zu Beginn des 21. Jahrhunderts stellte das Fernsehen für die Jugendlichen das wichtigste Medium dar. Und nicht nur für die Jugendlichen: Seit Ende der 1950er Jahre war das Fernsehen in Deutschland unangefochtenes Lieblings-, Leit- und Massenmedium, unabhängig von Alter, Geschlecht oder Bildung. Mit der zunehmenden Etablierung der Online-Medien seit Beginn der 2000er Jahre verlor das (lineare) Fernsehen diese exklusive Stellung – insbesondere für Jugendliche, bei denen die steigende Popularität internetbasierter Medien primär und deutlicher als bei anderen Altersgruppen »zu Lasten« des Fernsehens geht. Dies zeigt sich bspw. im Medienverhalten: Trotz insgesamt steigendem für die Medien aufgewendetem Zeitbudget sank die durchschnittliche TV-Sehdauer der 14- bis 19-Jährigen von 122,5 Minuten in 2011 auf 73 Minuten in 2017 (vgl. Media Perspektiven Basisdaten 2013 und 2017).

Darst. 1: Tägliche TV-Sehdauer der 14- bis 19-Jährigen 2011 bis 2017, in Minuten (Quelle: Media Perspektiven Basisdaten 2013 und 2017; eigene grafische Darstellung)



Der Indikator Medienbesitz zeigt ein ähnliches Bild: Nach Smartphone und Laptop ist das Fernsehgerät die dritthäufigste »Hardware«, die die Jugendlichen ihr Eigen nennen. Insgesamt sagen 53 % der 12- bis 19-Jährigen aus, einen eigenen Fernseher zu

besitzen (-3 % im Vergleich zu 2017). Bei einer Betrachtung der Daten im Detail zeigt sich allerdings, dass diese Zahlen aufgeschlüsselt nach Altersgruppen deutlich variieren. So besitzen von den 18- bis 19-Jährigen 61 % ein eigenes Fernsehgerät. Von den 12- bis 13-Jährigen dagegen sind es 50 % und 48 % der 14- bis 15-Jährigen (vgl. JIM-Studie 2018). Das mag daran liegen, dass grundsätzlich mit steigendem Alter der Jugendlichen eine Steigerung des Gerätebesitzes zu verzeichnen ist. (Ergänzend) Ursächlich kann auch sein, dass die 18- bis 19-Jährigen noch zu den Jugendlichen gehören, in deren Sozialisation der Fernseher eine wichtigere Rolle spielt(e).

Mit Fokus auf TV-Rezeption und -Inhalte zeigt sich, dass der Lieblingssender von Jugendlichen Pro7 ist (33 %). Mit großem Abstand folgen auf Platz zwei und drei ARD (9 %) sowie ZDF und Sat.1 (jeweils 6 %) (vgl. ebd.). Lieblingsgenres der 13- bis 19-jährigen Mädchen sind Soaps (54,5 %) und Castingshows (50 %), Lieblingssendungen *Germany's Next Topmodel* (27 %) und *Gute Zeiten, schlechte Zeiten* (23,5 %). Die 13- bis 19-jährigen Jungen nennen als favorisierte Genres Sitcoms für Ältere (43 %) und Cartoons für Ältere (32,5 %), als Lieblingssendungen *The Big Bang Theory* (27 %) und *Die Simpsons* (24 %).

Grundsätzlich ist sich der Forschungskanon einig, dass Fernsehen aktuell speziell von Jugendlichen auf der einen Seite sehr stark themenzentriert und auf der anderen Seite flanierend genutzt wird. Auch muss mit der Verbreitung von Smartphones und anderen mobilen Devices eine zunehmende Parallelnutzung berücksichtigt werden in Form simultaner Internetnutzung bzw. simultanen Multiscreenings²³. Hier wird paradigmatisch sichtbar, wie schnell und eng sich Online-Medien²⁴ durch Merkmale wie potenziell globale Zugänglichkeit und Vernetztheit, Interaktivität und User Generated

-
- 23 Die ausschließliche Form der Nutzung, bei der das rezipierende Subjekt sich primär auf Inhalte eines einzigen Mediums fokussiert, gibt es kaum noch. Bbspw. gaben 2016 rund 70 % der 14- bis 29-Jährigen an, während des Fernsehschauens teilweise das Internet zu nutzen (vgl. ARD/ZDF-Onlinestudie 2016). Hier zeigt sich eine Tendenz, die generell für die Erfassung von Mediennutzung und -verhalten gilt und in der sich auch Makrophänomene der zunehmenden gesellschaftlichen Diversifizierung und Pluralisierung widerspiegeln (vgl. Kapitel 2.3.1): Im Allgemeinen wird es zunehmend schwieriger, Daten zu erheben und auszuwerten, da das Nutzungsverhalten stetig disperser, vielschichtiger und komplexer wird. Die Nutzung lässt sich im Zuge von Mediatisierung, Omnipräsenz, Komplementarität, Parallelität, Vielfalt der Medien nicht mehr ohne weiteres aufsplitten. In der Wissenschaft wurden im Versuch, die Vielschichtigkeit operationalisierbar zu machen, neue Termini eingeführt: Bspw. wird für die Parallelnutzung von Fernsehen und online-basierten Medien unterschieden zwischen inhaltsabhängigen Aktivitäten und inhaltsunabhängigen Aktivitäten auf den mobil genutzten Geräten. Inhaltsabhängige Second Screen Aktivitäten wiederum werden unterteilt in die drei Kategorien Information, Kommunikation und Interaktion.
- 24 Gekennzeichnet sind Online-Medien durch so starke Änderungsprozesse – technisch und inhaltliche –, wie vorher kein anderes Medium (vgl. Hasebrink/Lampert 2011). Durch diese permanenten Transformationsprozesse steht die Wissenschaft im Versuch, diese theoretisch bestimmen zu wollen, vor einer schwierigen Aufgabe. Es scheitert schon daran, eine einheitliche Bezeichnung zu finden. Auch eine allgemein akzeptierte Definition liegt bisher noch nicht vor (vgl. Alpar/Blaschke 2008). Im Diskurs sind zahlreiche Begrifflichkeiten vorhanden, von Internet, Online-Medien über Neue Medien, Social Media, soziale Netzwerke, Web 2.0, social network sites (SNS). Diese Begriffe umfassen wiederum vielfältige Anwendungen und Dienste, für die diverse Bezeichnungen kursieren: Soziale Netzwerkplattformen, Weblogs, Wikis, Multimedia-/Video- und Fotoplattformen, Microblogs, Foren, Instant Messenger, Feeds, File-Sharing-Plattformen.

Content in den Alltag der Jugendlichen integriert haben und wie selbstverständlich sie zur Jugendkultur gehören.

2.3.3 Medien + Sozialisation = Mediensozialisation? Jugendliche, Geschlecht, Körper und Medien

Kaum eine Fragestellung im Forschungsfeld Jugendliche und Medien kommt um die Bedeutung von Geschlecht herum: Geschlechteridentitäten, Geschlechternormierungen, Geschlechterzuschreibungen im Kontext von Mediensozialisation, »geschlechtsspezifische« Medienrezeption oder »geschlechtsstereotype« Bilder in den Medien – diese Themen stellen seit Ende der 1970er Jahre ein bedeutsames und ausführlich beforschtes Feld dar. Dies steht im Zusammenhang mit der generellen Relevanz, die in der Postmoderne dem »Doing Gender« im Rahmen der Identitätsentwicklung zugemessen wird und ohne die die Diskussion um vergeschlechtlichte Mediensozialisation nicht adäquat geführt werden kann.

Konsens im akademischen Diskurs ist die Annahme der grundlegenden (Aus-)Wirkung des Geschlechts auf die Subjektwerdung (vgl. Niederbacher/Zimmermann 2011). Aber die Debatte, dass das Geschlecht dabei keine »unabhängige Variable« darstellt und damit um gesellschaftliche Herstellung sozialer Rollen, ist eine vergleichsweise junge. Die Spannweite – und teilweise auch Schärfe – der Diskussion zeigt sich bereits in den verschiedenen Termini und der damit einhergehenden Deutungsmacht: Ob Geschlechterdifferenz, Geschlechtsabhängigkeit oder -spezifik, genderneutral, -bewusst oder -gerecht – es existiert und kursiert eine Vielfalt an Positionen, Diskursen und damit zusammenhängenden Begrifflichkeiten, die seit rund 50 Jahren ein heiß umkämpftes Feld markieren, zwischen und innerhalb von Disziplinen, zwischen AutorInnen, zwischen Empirie und Theorie. Ein Teil der Auseinandersetzung besteht inzwischen darin, den Entstehungs- und Entwicklungsprozess der verschiedenen Konzeptionen aufzuarbeiten. Demnach hielt die Erkenntnis, dass Unterschiede zwischen den Geschlechtern nichts (ausschließlich) genetisch-biologisch Bedingtes sind und damit die Hinwendung zum Konzept einer geschlechtsspezifischen Sozialisation²⁵, mit den 1970er Jahren Einzug in den wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs (vgl. El Siofi et al. 2008). Eine wichtige Rolle bei Untersuchungen zum Kindes- und Jugendalter spielte in diesem Zusammenhang bspw. die Frage, ob/wie durch geschlechtsspezifische Sozialisation Gender als sozial hergestelltes Geschlecht Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen (re-)produziert. Damit einher ging die Einsicht, dass existierende Ansätze – nicht nur im Bereich Identität – meist (implizit) auf einem androzentrischen Weltbild basierten und damit ein male bias, eine Verallgemeinerung des männlichen Modells, Teil des Diskurses war (vgl. Hagemann-White 1984). Die Theoretisierung von Geschlecht als (auch) gesellschaftlich konstruiert etablierte sich im Zusammenhang mit dem Ziel, eine »weibliche Perspektive« zu suchen und zu installieren. Auch

25 Hagemann-White (1984) zieht in einer Metaanalyse den oft zitierten Schluss, dass die Unterschiede *zwischen* den Geschlechtern i. d. R wesentlich geringer sind als die Unterschiede *innerhalb* eines Geschlechts.

am Konzept der geschlechtsspezifischen Sozialisation kam jedoch bald Kritik auf. Problematisiert wird vor allem, dass dabei ebenso wie in den traditionellen Theorien eine Fixierung von Geschlecht stattfindet, da »die Unterscheidung ›männlich/weiblich‹ zum nicht weiter diskussionsbedürftigen Ausgangspunkt einer Analyse« (El Siofi et al. 2008: 21) gemacht wird. Folge sei eine erneute Naturalisierung und Essenzialisierung, bei der die Geschlechterdichotomie fortgeschrieben wird durch die Prämisse »eines durch die geschlechtstypische ›weibliche Sozialisation‹ hervorgebrachten sozialen (weiblichen) Geschlechtscharakters« (ebd.: 22). Weiterer bedeutender Kritikpunkt ist, dass Ansätzen geschlechtsspezifischer Sozialisation meist eine Vernachlässigung der gesellschaftlichen Dimension inhärent ist. Dethematisiert wird dadurch die strukturelle Machtasymmetrie zwischen Männern und Frauen. Wieder verworfen wurde ebenfalls die in den 1970er Jahren etablierte Unterscheidung zwischen sex und Gender. Als Struktur- und Analysekategorien in der feministischen Forschung und später auch in angrenzenden Forschungsfeldern sollten diese eine Abgrenzung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht und darüber eine Entnaturalisierung von Geschlechtsidentität und Geschlechterrollen ermöglichen; vor allem durch den Verweis auf die sozialen Prozesse und die historische und kulturelle Gemachtheit von Gender, auf die Interdependenz – und Intersektionalität – mit weiteren Variablen sowie den damit zusammenhängenden Zuschreibungen, Wertungen, Hierarchisierungen und Diskursen. Insbesondere die Frauenforschung wirft jedoch in einer kritischen Rezeption dem Konzept vor, mit dem Fokus auf Gender als sozialem Konstrukt das Vorhandensein des biologischen Geschlechts als feststehend zu naturalisieren und dadurch »alltagsweltliche Vorstellungen der Zweigeschlechtlichkeit im Gewand wissenschaftlicher Argumente zu wiederholen.« (Bilden/Dausien 2006: 8) Eine der bekanntesten KritikerInnen ist die US-amerikanische Sprachwissenschaftlerin und Philosophin Judith Butler, die als Vertreterin eines dekonstruktiven Ansatzes auch das biologische Geschlecht als sozial hergestellt – und damit eben keine vordiskursive Gegebenheit – postuliert (vgl. Butler 1990, 1993). Nach Butler muss es darum gehen, auch das »Sex« zu analysieren als »no longer [...] a bodily given on which the construct of gender is artificially imposed, but as a cultural norm which governs the materialization of bodies.« (Butler 1993: 2f.) Sie rückt dezidiert die körperlichen Prozesse in den Fokus: Somatisches Erleben, Erfahrungen im Rahmen der Vergesellschaftung und die damit verbundenen Normierungen/Normalisierungen – erst die Diskurse produzieren mit Butler den Körper. Auf Subjektseite wiederum werden die Diskurse performativ-interaktiv aktualisiert, (re-)konstruiert, (re-)produziert. Damit ist auch die Binarität der Zweigeschlechtlichkeit keine feststehende, natürliche Tatsache, sondern das Ergebnis einer sozialen Hervorbringung von Geschlecht, die Butler im Zusammenhang mit Normen hegemonialer Heterosexualität sieht. Sie stellt grundsätzlich in Frage, Geschlecht definieren zu wollen. Mit ihren Arbeiten stieß Butler eine breite gesellschaftliche Debatte an. Inzwischen gilt in aktuellen Auseinandersetzungen mit Geschlecht als Common Sense, dass dieses nicht mehr als stabile biologische Determinante konzeptualisiert wird, aufgegeben ist das »ontologische Primat des Körpergeschlechts« (Lautmann 2015: 51). Die Zugehörigkeit zu einem Geschlecht wird vielmehr begriffen als »Geschlecht-Werden« im Sinne eines lebenslangen Prozesses der Herausbildung geschlechtlicher Identität (vgl. Bührmann et al. 2014) in Interaktion mit der Umwelt.

Symptomatisch werden hier die Verunsicherung und Ambivalenzen sichtbar, die rezente Diskurse prägen im Spannungsfeld von Bezeichnungen und konstruktivistischen Reformulierungen, dekonstruktivistisch und kritisch-emanzipativen Ansprüchen, Theorie und Praxis, Ideologien und praktischen Notwendigkeiten, zwischen theoretischer Auseinandersetzung und Praxis²⁶. Dasselbe gilt, wie in den Ausführungen dieser Arbeit deutlich geworden sein sollte, ebenso für Konzeptionen von Identität und Medienaneignung. In den Vordergrund rückt damit sowohl das Subjekt und dessen Aktivität – das *Doing* – als auch die damit zusammenhängende Performanz in Interaktionen sowie die Macht gesellschaftlicher Diskurse, die die Subjekte resignifizierend mitkonstruieren.

(Alltags-)praktisch, darauf weist der Forschungskanon hin, erfahren Mädchen und Jungen – wie auch Frauen und Männer – abweichende Selbstverhältnisse, Erwartungen und Anforderungen, ebenso wie auch strukturelle Ungleichheiten (bspw. in der Arbeitsmarktsegregation). Diese prägen Sozialisation und Identitätsarbeit (vgl. Schaufler 2003), und auch wenn sie sich selbstverständlich nicht für alle Subjekte auf die gleiche Art und Weise manifestieren, bieten sie in ihrer Gesamtheit einen wichtigen Zugang für ein besseres Verständnis des *Doing Gender*. Als empirisch belegt gilt bspw., dass Mädchen und Jungen von Geburt an unterschiedliche (Körper-)Erfahrungen erleben. So zeigen sich in der Untersuchung von Brandes et al. (2016) erhebliche Differenzen im Verhalten von pädagogischen Fachkräften in Abhängigkeit davon, ob sie mit Jungen oder Mädchen interagieren, bspw. auf der kommunikativen Ebene: Mit Mädchen wird demnach eher »persönlich-beziehungsorientiert bzw. narrativ und assoziative Phantasien einschließend« (ebd.: 159) gesprochen, mit Jungen stärker »sachlich-gegenstandsbezogen und funktional« (ebd.). Paradigmatisch sichtbar werden die Differenzen auch in aussehens-/körperbezogenen Anrufungen und Einschreibungen. In Studien der letzten Jahrzehnte wurde bspw. wiederholt sichtbar, dass Körpererfahrung, Raum und Bewegung(-sradius) für Mädchen eher eingegrenzt, bei Jungen eher gefördert wird (vgl. Schaufler 2003). Auch zeigen Untersuchungen immer wieder, dass das eigene Aussehen für Mädchen eine andere, nämlich bedeutendere, Rolle einnimmt als für Jungen (vgl. u. a. Bauer/Sonnenmoser 2000, Boeger 2000).

Auch die Anrufungen an und Einschreibungen in Geschlecht, die Jugendliche im Rahmen ihres Medienhandelns (re-)produzieren, unterscheiden sich empirisch nachweislich zwischen Jungen und Mädchen. Die Geschlechterforschung hat – ebenso wie in Bezug auf geschlechtsspezifische Sozialisation – auf das Problem der Naturalisierung von Geschlecht und der Defizitperspektive auf Frauen/Mädchen hingewiesen, das vielen dieser Untersuchungen inhärent ist. Dennoch soll in dieser Arbeit nicht darauf verzichtet werden, einen kurzen Überblick zum Forschungsstand zu medialen Repräsentationen von Geschlecht und deren Aneignung zu geben²⁷. Denn trotz der o. g. Pro-

26 Dasselbe gilt, wie in den Ausführungen dieser Arbeit deutlich geworden sein sollte, ebenso für Konzeptionen von Identität und Medienaneignung.

27 Dabei soll es nicht um eine umfassende Synopse gehen, denn es ist nicht Ziel dieser Arbeit, die Forschungen in detail wiederzugeben oder zu systematisieren. Daher wird weder auf die jeweiligen disziplinären Bezüge der Forschungen eingegangen noch werden diese in ihrer Rezeption eingeordnet. Ziel ist es, einen Einblick in den Facettenreichtum der Thematik zu geben und einen allgemeinen Eindruck zu vermitteln, mit welchen Fragestellungen sich die Wissenschaft im Kon-

blematisierungen für die theoretische Ebene ist davon auszugehen, dass Geschlecht faktisch in der (Medien-)Sozialisation als Ordnungsprinzip fungiert und funktioniert: Jugendliche wachsen auf in gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen Geschlechtlichkeit Praxen und Rationalitäten eingeschrieben ist und Subjekte entsprechend angerufen und vergesellschaftet werden.

Grundsätzlich ist zu problematisieren, dass bei empirischen Forschungen häufig keine Trennschärfe herrscht zwischen medienseitig-inhaltsanalytischen Studien, die die Medientexte beforschen, und Untersuchungen der Rezeption/Aneignung. Auffallend ist die Unhinterfragtheit, mit der viele Arbeiten eine Kausalwirkung voraussetzen zwischen Männer-/Frauenbildern in Medientexten und der Übernahme dieser durch die RezipientInnen. Dies impliziert die Annahme von quasi »gleichgeschalteten« RezipientInnen, die die Medientexte unreflektiert übernehmen und reproduzieren (vgl. Kapitel 2.2). Die folgende Darstellung trennt bewusst zwischen medien- und rezeptionsorientierten Untersuchungen. Gesondert werden die Forschungen zu Online-Medien dargestellt, da diese insofern hybrid sind, als dass die NutzerInnen von Bildern auch gleichzeitig deren ProduzentInnen sein können.

Zu den Darstellungen von Männern-/Jungen- und Frauen-/Mädchen-Bildern in den Medien liegt eine Vielzahl empirischer Studien vor. Es fällt auf, dass die Mehrheit in den letzten Zehnerjahren des 20. Jahrhunderts und den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts entstanden. Mehrheitlich untersuchen sie bild-/inhaltsanalytisch Zeitschriften, Werbung und das Fernsehen. Fast alle Forschungen haben den gleichen Tenor: Konsens ist, dass die dargestellten weiblichen und männlichen Bilder vorwiegend die dominanten Diskurse und Machtverhältnisse affirmieren, da sie »klassische« Geschlechterstereotype (re-)produzieren (vgl. u. a. Bechdorf 1999, Holtz-Bacha 2008, Baumann 2010, Klaus/Lünenborg 2013, Hoffmann 2018); ein Wandel der Inszenierungen vollzieht sich nur langsam. Ein Ungleichverhältnis zeigt sich bereits rein quantitativ in der Darstellungshäufigkeit von Frauen und Männern in den Medien: Diverse Studien belegen wiederholt, dass weibliche Medienfiguren deutlich seltener vorkommen als männliche (vgl. Götz 2007, 2013). Immer wieder gezeigt wird außerdem, dass insbesondere die weiblichen Personen medienübergreifend wesentlich stereotyper dargestellt und in ihren Verhaltensmustern und typischen Interaktionskontexten einseitiger inszeniert sind. Häufig zitiert ist die Studie von Küchenhoff et al. (1975). Die Forschungsgruppe zeigt in ihrer empirischen Untersuchung der »Darstellung und Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen«, dass Frauen einerseits deutlich unterrepräsentiert sind und in ihrer Sichtbarkeit das Aussehen die primäre Rolle spielt. Zu einer ähnlichen Bilanz kommt 18 Jahre später auch Weiderer (1993) in ihrer Arbeit zum Frauen- und Männerbild im deutschen Fernsehen. Weber (1991) zieht aus ihrer Untersuchung von Mädchenzeitschriften den Schluss, dass die dominanten Themen auf das äußere Erscheinungsbild von Frauen sowie »Zwischenmenschliches« beschränkt bleiben. Als vorherrschend bei den redaktionellen Inhalten wie auch der Werbung resümiert Weber die

text von Medien und Geschlecht beschäftigt und auf welche Erkenntnisse der gegenwärtige Diskurs referenziert (für einen ausführlichen Überblick vgl. Hoffmann 2018). Die Forschungsschwerpunkte und fokussierten Ergebnisse können zudem als Anhaltspunkt gesehen werden, der darauf verweist, welche Momente die Gesellschaft jeweils bewegen.

Bereiche Körper- und Schönheitspflege sowie Freizeitgestaltung. Und: Eine Möglichkeit der Emanzipation bilden Zeitschriften für Mädchen/Frauen nur in den Bereichen Freizeit und Konsum ab. Auch Schorb et al. (1996) zeigen in ihrer Analyse zur Repräsentation Jugendlicher in Jugendzeitschriften, dass die Darstellungen der Geschlechter mehrheitlich traditionell sind. Männliche Jugendliche werden stärker außenbezogen vorgeführt, sie »bewegen sich in der Welt« und haben mit »gesellschaftspolitischen Fragen, Freizeit und Abenteuer« (ebd.: 53) zu tun. Weibliche Jugendliche dahingegen werden als auf sich selbst bezogen gezeigt, »beschäftigen sich vorrangig mit »typischen weiblichen Themen: mit Zweierbeziehungen und mit Aussehen, Outfit und Körperlichkeit« (ebd.). Klaus (1998) fasst in einer Metaanalyse die Erkenntnisse zum Frauenbild im deutschen Fernsehen dahingehend zusammen, dass hier eine stärkere Trivialisierung der Frau als des Mannes offensichtlich wird. Diese zeigt sich nach Klaus darin, dass die Darstellung von Frauen auf einen begrenzten Rahmen von Lebensmustern beschränkt bleibt und größtenteils traditionell assoziierte Charaktereigenschaften, Kompetenzen und Fertigkeiten gezeigt werden. Als hervorstechendstes Merkmal von Frauen wird ihr Äußeres inszeniert, so Klaus. Auch für TV-Kindersendungen weisen Untersuchungen unterschiedliche Geschlechterrepräsentationen nach.

Der in Bezug auf weibliche Medienfiguren am häufigsten beforschte Bereich befasst sich mit dem Äußeren sowie mit Körperlichkeit und Sexualität von Frauen in Medientexten. Scarbath et al. (1994) untersuchten mittels bild-/inhaltsanalytischer Fallstudien die Darstellung von Sexualität und Geschlechterrollen in Privatsendern. In ihrer Arbeit zeigte sich, dass Sexualität meist aus einer voyeuristischen Perspektive dargestellt wird, die die AutorInnen als männlichen Blickwinkel kennzeichnen. Grogan (1999) kommt in ihrer Untersuchung von medialen »body images« zu dem Ergebnis, dass das Aussehen von Frauen stärker restringiert ist als das von Männern. Ihr Äußeres wird demnach deutlich stereotyper inszeniert. Zudem nimmt die Attraktivität von Frauen in den Inszenierungen einen höheren Stellenwert ein als die von Männern. Eine Vielzahl von Studien beschäftigen sich mit dem Body-Mass-Index weiblicher Medienfiguren. Hier besteht Konsens darüber, dass ein großer Teil der Frauen, die in Medien gezeigt werden, einen BMI besitzen, der Untergewicht entspricht (vgl. u. a. Tovée et al. 1997, Katzmarzyk/Davis 2001). In ihrer Untersuchung US-amerikanischer Fernsehsendungen kommen Thompson et al. (1999) zu dem Ergebnis, dass bei attraktiven weiblichen Medienfiguren das Aussehen vornehmlich mit positiven Persönlichkeitseigenschaften konnotiert ist, unattraktive Figuren dagegen werden negativ dargestellt. Demgemäß konstatiert auch Schemer (2006):

»Über die bloße Darstellung physisch attraktiver Medienpersonen hinaus hat körperliche Attraktivität stets einen funktionalen Wert: Attraktive Medienakteurinnen werden als erfolgreich und diszipliniert präsentiert, sie erleben eher romantische Beziehungen als unattraktive Medienpersonen, werden moralisch besser bewertet und am Ende eher belohnt.« (Ebd.: 13)

Auch Lukesch et al. (2004) bezeichnen als einen der deutlichsten Unterschiede der medialen Darstellungen von Frauen und Männern das äußere Erscheinungsbild: »Frauen werden als jünger, modebewusster, gepflegter, attraktiver und allgemein ausgestattet mit angenehmeren sozialen Attributen präsentiert.« (Ebd.: 12) Zu einem analogen Er-

gebnis kommen Jäckel et al. (2009) in ihrer Untersuchung von Werbeanzeigen in Zeitschriften: Die AutorInnen konstatieren, dass größtenteils stereotype Ideale inszeniert werden. Besonders hervor heben Jäckel et al. die Anzeigen in Frauenzeitschriften, die ein besonders enges »Schönheitskorsett« (ebd.: 56) für weibliches Aussehen darstellen. Partiiell erkennen die AutorInnen aber auch Brüchigkeiten in den Darstellungen, insbesondere, wenn die Zielgruppe eine jüngere ist. Neben den bereits angeführten Erkenntnissen konstatiert vom Orde (2013) zur Darstellung weiblicher Körper in digitalen Spielen eine »Hypersexualisierung«, die sich abbildet in einer »Überformung weiblicher Geschlechtsmerkmale« (ebd.: 14). Bestätigt werden diese Erkenntnisse auch in Bezug auf das Äußere von Medienfiguren im Kinder- und Jugendfernsehen von den Untersuchungen des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen (IZI) (vgl. u. a. Götz 2002a, 2003, 2007). Kritisch hervorgehoben wird darüber hinaus, dass diese weiblichen Medienbilder zu selbstverständlich wirken und die »schönen, überschulanken und attraktiv hergerichteten Menschen der Normalfall« zu sein scheinen (Götz 2002a: 285). Die vom Stereotyp divergierenden Figuren bleiben auf diese Weise bloße Abweichungen bzw. Ausnahmen, so die Autorin, anstatt zu einem ästhetischen Muster beizutragen, das mehr in Richtung Durchschnitt und Mittelmaß tendiert (vgl. Götz 2002a, 2003).

RezipientInnenorientierte Forschungen untersuchen Medienhandeln und -aneignung von der Subjektseite her. Ergänzend kontextualisiert werden die Untersuchungen teilweise durch eine gesellschaftstheoretische Einbettung, die Medieninhalte ebenso wie Sozialisation geprägt sieht durch hegemoniale Diskurse. Auf Medieninhalte wird dabei meist referenziert als »vorbildhaftes Material«, das »attraktive und zugleich wertend-normierende Lebensentwürfe« (Kahl 2013: 172) zur Verfügung stellt. Einige Forschungen verbinden inhaltsanalytische Untersuchungen von Medientexten mit Befragungen von RezipientInnen. Daneben gibt es Untersuchungen, die sich ausschließlich auf RezipientInnen-Befragungen stützen. Bei beiden Herangehensweisen lässt sich problematisieren, dass hergestellte Zusammenhänge zwischen Aussagen der Befragten und Medieninhalten, aber auch die »Richtungen« möglicher Kausalwirkungen nie eindeutig bestimmt werden können. Oder wie Hoffmann (2017) zum potenziellen Zusammenhang von Medienrezeption und Aneignung von Körperbildern schreibt: »Der Subjekt-Körper interagiert mit medienvermittelten Körpern, aber eben nicht ausschließlich, was die Erforschung der Aneignung von Körperwissen und von Verkörperungen insbesondere über einen längeren Zeitraum respektive in biografischer Perspektive erschwert.« (Ebd.: 3)

Empirische rezeptionsorientierte Studien kommen übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass soziodemographische Variablen auf das Medienhandeln einen großen Einfluss haben, so auch das Geschlecht (vgl. Kapitel 2.3.2). Bezogen auf die rezipierten Inhalte verweist eine Vielzahl von Studien darauf, dass jugendliche Mädchen und Jungen feste Vorlieben haben²⁸. Marci-Boehncke/Rath (2007) konstatieren gar ein Themenprimat: Für Jungen nennen die AutorInnen eine Vorliebe für gewalt- und actionhaltige Medieninhalte, für Mädchen empathieorientierte Medieninhalte. Außerdem zeichnet

28 Diese Unterschiede weisen Studien bereits für das Kinderalter nach (vgl. u. a. Knobloch und Fritzsche 2004, Flimmo Kinderbefragungen 2006, 2007 und 2014, Götz 2007).

sich in der Untersuchung ab, dass Mädchen Medien präferieren, die »ihren Bedürfnissen nach Kommunikation und Beziehungsinteresse entgegen kommen« (ebd.: 240). Ähnliches stellt Wegener (2008a) in ihrer Untersuchung zu Medienpersonen im Alltag Jugendlicher fest. Sie kommt zu dem Schluss, dass Mädchen und Jungen unterschiedliche Bedürfnisse an die Medienfiguren haben. Für Mädchen gilt demnach, dass sie

»im Umgang mit medialen Bezugspersonen vor allem soziale Identität erproben und sich selbst im Umgang mit dem medialen Gegenüber ausprobieren [...]. So suchen Mädchen mediale Bezugspersonen deutlicher als Jungen im fiktionalen Bereich der Filme und Serien, in denen die Protagonisten als Handlungsträger sozialer Interaktion dargestellt werden.« (Ebd.: 385)

Viele subjektseitige Studien zu Medien und Geschlecht beschäftigen sich mit Ess- und Körperbildstörungen. Es fällt auf, dass – ebenso wie die medienseitigen Forschungen – viele der Untersuchungen im Sinne der Kultivierungshypothese oder der Theorie des sozialen Vergleichs argumentieren, primär mit negativen Einflüssen der Medientexte auf das Körper selbstbild oder der Internalisierung von aussehensbezogenen Normen. Ein großer Teil der Forschungen kommt zu dem Ergebnis, dass ein Zusammenhang zwischen der Rezeption von attraktiven weiblichen Medienfiguren und der Entwicklung von Essstörungen besteht²⁹. Bspw. verweisen Kluge/Sonnemoser (2000, 2001) in ihrer Untersuchung darauf, dass etwa die Hälfte der Frauen sich »in ihrem Geschmack von den Medien beeinflussen« (Kluge/Sonnemoser 2000: 3) lassen. Auch die Häufigkeit der Körpergewichtskontrolle sehen die AutorInnen beeinflusst von »der Orientierung an Personendarstellungen in verschiedenen Medien.« (Ebd.: 5) Als besonders empfänglich für mediale Darstellungen verweisen die Ergebnisse der Studie auf junge Frauen, die sich »von Zeitschriften, Katalogen, Filmen und Fernsehen beeinflussen [lassen], wie sie aussehen sollten.« (Kluge/Sonnemoser 2001: 3) Schemer (2006) nennt in seiner Zusammenfassung der Ergebnisse experimenteller Studien als »Folgen der Konfrontation mit attraktiven Medienpersonen« (ebd.: 4) für Frauen: verzerrte Wahrnehmung des eigenen Körpers als zu dick, geringere Zufriedenheit mit dem eigenen Körper, negative Gefühle wie Schuld, Scham oder depressive Stimmung, geringere Einschätzung der eigenen Attraktivität, geringeres körperbezogenes Selbstwertgefühl, ausgeprägtes Schlankheitsbedürfnis (vgl. ebd.: 14).

Weitere Facetten trägt die internationale Forschung zu diesem Diskurs bei. Bspw. zeigt sich in der Studie von Granatino/Haytko (2013), dass »Hispanic females« ihr Selbstbewusstsein und Körper selbstbild am stärksten beeinflusst sehen durch Medientexte, gefolgt von »White females«. »Black females« dagegen berichteten über keinen Einfluss. Mills/Shannon/Hogue (2016) resümieren in ihrer Meta-Analyse im Hinblick auf die Frage eines bidirektionalen Zusammenhangs von Medienpräsenz und

29 So gut wie alle Forschungen weisen darauf hin, dass trotz konstaterter Zusammenhänge die Medienrezeption nicht die einzige Einflussgröße auf die Einstellung zum eigenen Körper ist. Beispielfähig sei Schemer (2006) angeführt, der als weitere Variablen, die die »Anfälligkeit für negative Medienwirkungen« erhöhen, nennt: »hohe interpersonale Anziehung und Identifikation mit schlanken Medienakteurinnen/-akteuren, geringes Selbstwertgefühl und mangelnde soziale Unterstützung aus dem interpersonalem Umfeld, bestehende Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper oder Symptome von Ess-Störungen, Motive der Mediennutzung« (ebd.: 4).

Körperunzufriedenheit, dass Menschen, die mit ihrem Äußeren unzufrieden sind, mehr Zeitschriften oder Online-Videomedien rezipieren, die idealisierte und dünne Körperbilder zeigen und weniger Medien, die keinen Bezug zum Thema Aussehen haben. Als Erklärung vermuten die Autorinnen: »people who are unhappy with their appearance turn to the media that feature thin, beautiful models, possibly for advice or information, or to see advertised products aimed at bringing aspects of one's appearance closer to the perceived ideal« (ebd.: 150).

Auch für Online-Medien gibt es einige Untersuchungen, die sich mit aussehensbezogenen Inszenierungen auseinandersetzen. Die Online-Medien stellen insofern einen Hybrid dar, als dass NutzerInnen von Inhalten potenziell auch deren ProduzentInnen im Sinne von peer-to-peer sind³⁰. User-generated Content als weitestgehendes Alleinstellungsmerkmal der Online-Medien erfährt hier besondere Beachtung, vor allem in Form visueller Inhalte. Die auf Social Media (Plattformen) eingestellten Bilder stellen eine soziale Praxis dar, die auf die Beziehung des/der Bildproduzierenden zum Abgebildeten wie auch zum/zur Betrachtenden verweist. Visuelle Selbstdarstellung und die dazugehörigen Narrationen sind als alltagsweltliche Kommunikationspraxen in der zeitgenössischen Gesellschaft immer stärker und selbstverständlicher Teil von Subjektivierung und Selbsttechnologien, dank der Hard- und Software – bspw. mobile Devices, Bildbearbeitungs-Apps – verlangt die visuelle Selbsthervorbringung und -bearbeitung kein Expertenwissen mehr. Jugendliche NutzerInnen eignen sich mit Vergnügen die entsprechenden Praktiken an, erproben sie und nutzen die Bilder für Interaktion, Kommunikation und Austausch mit den Peers (vgl. Tabti 2015). Thema vieler Untersuchungen insbesondere im angloamerikanischen Sprachraum sind Selfies als Phänomen, das eng mit der Entwicklung der Social Media verknüpft ist. Vielfach analysieren AutorInnen diese als Kristallisationspunkt, an dem sich Subjektivierungsprozesse (Warfield 2014), vergeschlechtlichte (Albury 2015, Hampton 2015) und queere Praxen (Vivienne 2017), Selbstermächtigung für marginalisierte Gruppen (Nemer/Freeman 2015) oder psychische Dispositionen wie Selbstwertgefühl (Barry et al. 2017) paradigmatisch erkennen lassen. Dabei weisen die Erkenntnisse bezüglich der visuellen Darstellungen und Inszenierungen der in Social Media-Kanälen geteilten Fotos auf spezifisch-vergeschlechtlichte Strategien hin. Bspw. zeigen Astheimer et al. (2010), dass Jugendliche in ihren Profilbildern häufig Posen einnehmen, die den Gestus von Prominenten imitieren und die sich an hegemonialen Männlich- und Weiblichkeitsdiskursen orientieren. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommen auch die WissenschaftlerInnen des FEMtech-Forschungsprojekts imaGE 2.0 (Knoll et al. 2013), die sich mit der Selbstdarstellung von österreichischen Jugendlichen in digitalen Medien beschäftigten. In ihrer Studie zeigte sich, dass Mädchen sich eher als natürlich darstellen während Jungen Wert darauf legen, ihr Aussehen als Leistung zu inszenieren.

Mit der Entwicklung des Web 2.0 wurde vielfach die Hoffnung verbunden, dass die zumeist stereotypisierten Repräsentationen – neben dem Geschlecht gilt dies selbstverständlich auch in Bezug auf u. a. Ethnie, Religion, sexuelle Orientierung – in den Medien aufgebrochen werden. Im Gegensatz zu bspw. Fernsehen oder Büchern, in denen NutzerInnen i. d. R. keine ProduzentInnen sind, ist es mit den Online-Medien für

30 Hier soll nicht auf Semiprofessionelle und InfluencerInnen Bezug genommen werden.

Jugendliche wesentlich einfacher und selbstverständlicher, Inhalte zu erstellen und zu teilen. Aktuell geschieht dies größtenteils im persönlichen Umfeld mit FreundInnen, Kontakten aus sozialen Netzwerken, Familie. Dennoch suchen viele jugendliche UserInnen den Weg in die breitere Öffentlichkeit, indem sie öffentliche Kanäle, Blogs, Profile erstellen. Oder sie rechnen zumindest damit, dass persönliche Informationen in Form des produzierten Contents ihren Weg in die Öffentlichkeit finden können, wenn Videos, Fotos, Texte vernetzt, weitergegeben, von anderen modifiziert, kommentiert u. ä. werden und diese über Privatsphäre-Einstellungen nicht bewusst geschützt werden. Mit der Globalisierung und Demokratisierung durch das Internet, der vereinfachten Möglichkeit, selbst Medieninhalte zu produzieren und öffentlich zu machen, können Medien(-texte) machtvolles Potenzial bieten, »reale« Diversität sichtbar zu machen. Anhand von Lifestyle-/DIY-Blogs zeigt sich jedoch pars pro toto die Entwicklung, die in den sozialen Netzwerken allzuhäufig stattfindet: Diese Bereiche sind die hauptsächlichen, in denen Frauen als Produzentinnen und Protagonistinnen/Handlungsträgerinnen dominieren (vgl. u. a. Schmidt 2017) – allerdings entsprechen die Repräsentationen hier häufig einem konservativen Frauenbild. Problematisiert insbesondere von der Frauenforschung werden auch Leistungsdiktat, Kompetenzzwänge und Perfektionismus, die häufig subtil als selbstverständlich und mühelos inszeniert werden. Prägnant beschreibt dies die Journalistin Nina Scholz (2014):

»Junge Frauen, die auf den ersten Blick modern wirken, führen alte Rollenbilder auf, sie zementieren sie sogar. [...] Der Mythos der alleskönnenden Superfrau bekommt damit eine neue Dimension und führt zu ernstem Stress, nicht nur für die Betrachterinnen solcher Blogs und Bilder, sondern auch für die Produzentinnen. [...] Es scheint ein stilles Abkommen zu geben, dass Frauen andere Frauen im Netz nicht allzu deutlich kritisieren. Das ergibt punktuell auch durchaus Sinn, gerade in strategischer Hinsicht. [...] Es scheint aber auch ein hartnäckiges Missverständnis zu geben, dass alles, was von Frauen im Internet produziert wird, automatisch irgendwie feministisch sei. Auf Lifestyleblogs trifft freilich eher das Gegenteil zu, mögen sie auch noch so »frech« designt daherkommen. [...] Insofern verweist der Boom der weiblich geführten Lifestyleblogs auf die alte Parole ›Das Private ist politisch‹.«³¹

Anhand der Lifestyle-Blogs lässt sich paradigmatisch der Foucaultsche Gouvernement-Begriff und die machtvolle Verschränkung von Selbsttechnologien, medialen Diskursen und gesellschaftlichen Anrufungen nachzeichnen. Eine Thematisierung, Kritik, Infragestellung der dominanten Diskurse und Machtverhältnisse auf struktureller Ebene findet i. d. R. nicht statt.

2.4 Synthese: Neoliberale Körper im analogen und digitalen Raum

Wie in den vorangegangenen Abschnitten dieses Kapitels skizziert, stellt der geschlechtliche Körper ein »kulturelles Produkt« dar, das für Prozesse der Subjektivierung, deren Codierung und Decodierung, einen wesentlichen Referenzpunkt bildet.

31 <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/jimmer-das-gleiche-strickmuster>, Stand 11.2. 2019.